

Das Glück der Welt.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Es konnte nicht anders kommen, wie es kam. Eines Abends, als Paccha und Juan, wie fast täglich, gemeinsam zur nahen Quelle wandelten, um in mächtigen Thonkrügen das Wasser für den Haushalt heimzuholen, als das holde Mädchen sich dann in der engen, dämmerungerfüllten Schlucht so dicht an seine Seite schmiegen mußte, daß der Hauch ihres Mundes über sein Gesicht strich, legte er, von der Erregung des Augenblicks hingerissen, seinen Arm um ihre Schultern, und seine Lippen suchten und fanden die ihren.

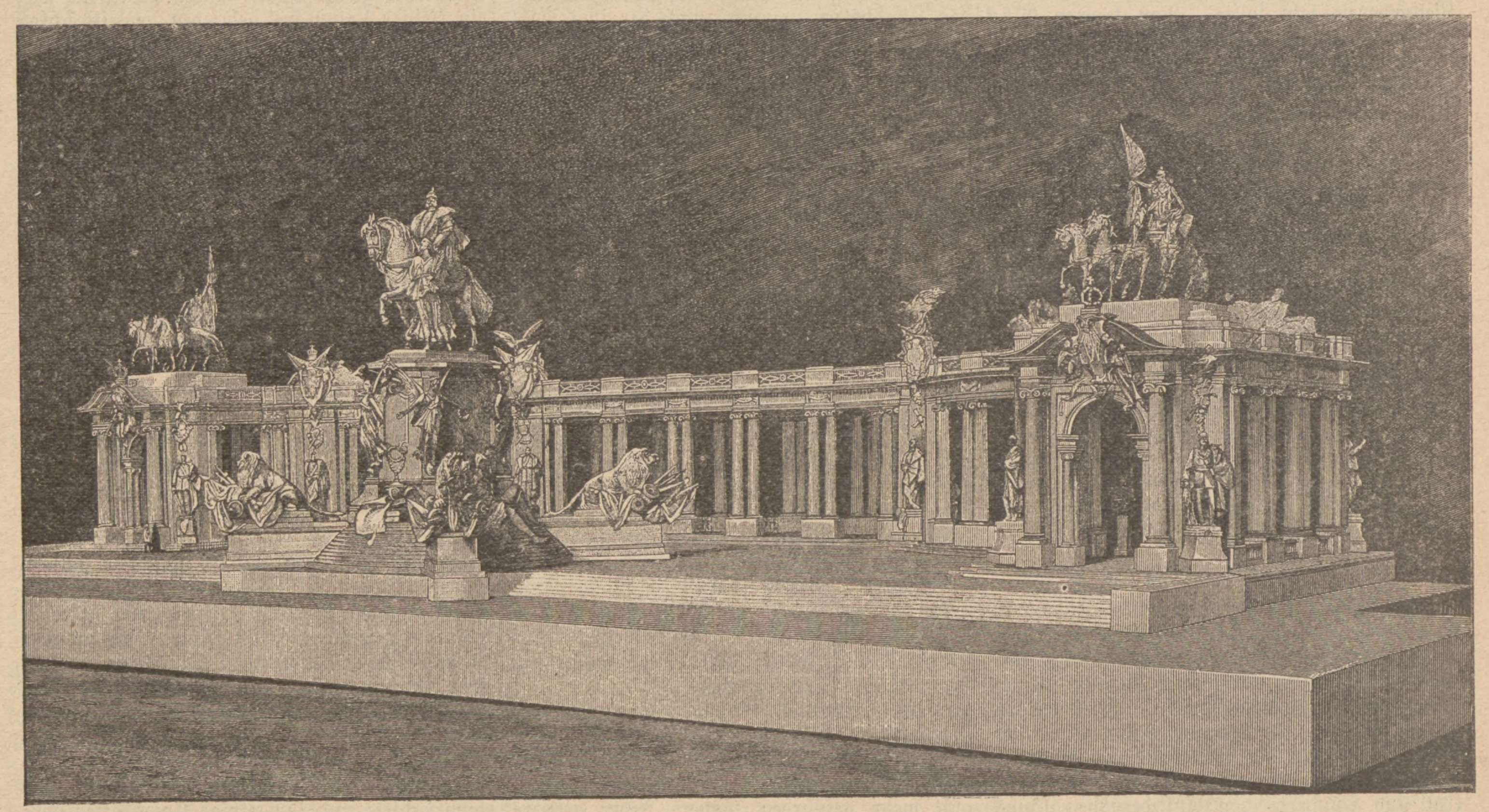
Der Thonkrug, den Paccha in der Rechten trug, rollte zu Boden und zerschellte auf dem moosigen Felsen. Sie schauerte in seinem Arm zusammen, aber zugleich lehnte sie den Kopf an seine Brust und duldete, daß er sie wieder und immer wieder küßte. Ueber ihre Lippen kam kein Wort, nur ihre Brust hob und senkte sich, und dann schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals und zog ihn fest an sich, als wolle sie ihn nimmermehr von sich lassen.

Es war ein kurzer, wonniger Liebesrausch — ein süßer, glücklicher Traum der Seligkeit. Juan vergaß Alles um sich her, er empfand nichts als das berauschende Glück des Augenblicks, er fühlte nichts als den warmen Herzschlag des lieben Wesens an seiner eigenen Brust. Was galt es ihm in dieser Stunde, daß Bildung und Lebensanschauung sie und ihn himmelweit schieden — über alle Klüfte hinweg einte sie ja doch die göttliche Brücke der Liebe.

Der Alte stand vor der Thür, als die Beiden engverschlungen die Schlucht herabkamen. Er errieth, was geschehen war, trat an sie heran, ergriff Juan's Rechte und legte sie feierlich in die bebende Hand seiner Tochter — Ceriso wußte, er verlobte sie ihm damit nach der Sitte der Inkas. „Möge euer Bund gesegnet sein," sagte er einfach. „Ich wußte längst, daß eure Herzen sich finden würden — seid glücklich!" Er schwieg bewegt einen Augenblick.

„Seid glücklich!" wiederholte er dann, indem er Ceriso ernst in die Augen sah. „Es ist eine merkwürdige Zeit: die letzte Blüthe des Inkageschlechts verlobt sich einem Fremdling, und der letzte Sprosse wird aus seinem letzten Heim vertrieben. Wir werden heute noch, morgen spätestens dies Haus verlassen müssen."

Juan hielt die Hand des Mädchens fest in der seinen — er verstand nichts von den letzten Worten des Vaters. Atopilko faßte ihn am Arm und zog ihn schweigend in das Innere des Hauses, während er Paccha zurückzubleiben winkte. Im Erdgeschoß schob er eine große Platte bei Seite — ein dunkler Kellerraum gähnte unter der Oeffnung. „Folge



Das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelm's I. für Berlin, nach dem Entwurfe von R. Begas. (S. 155)

mir, mein Sohn," sagte er, indem er eine kleine Laterne anzündete.

Behend stieg der Alte die kurze Leiter hinab, die in die Tiefe führte. Es war ein kleiner Kellerraum, mit allerlei Wirthschaftsvorräthen gefüllt. Atopilko kauerte sich nieder und drückte das Gesicht an die Felsenwand. „Hier!" flüsterte er besorgt. „Ich habe das Geräusch schon seit Tagen beobachtet — die Berge grollen, es ist ein gewaltiges Erdbeben im Anzug."

Ceriso folgte dem Beispiel des Indianers. Es war kein Zweifel möglich, deutlich tönte ihm ein dumpfer Donner in den Ohren — bald einem fernen Gewitter gleich, bald in einzelnen kurzen Stößen heftig anschwellend, bald leise verklingend. In der That kündigten sich hier sicher vulkanische Erregungen an, dieselben sind jedoch in den Anden so häufig, daß Juan sich die offenbare Besorgniß des Alten nicht recht zu erklären vermochte. Er sprach das auch offen aus, Atopilko aber lächelte trübe.

„Ich wohne jetzt seit dreißig Jahren in diesem Hause," entgegnete er, „und niemals habe ich ähnliche Zeichen vernommen: ich fühle, es droht uns Unheil. Heute Nachmittag bin ich auf dem Berghang oberhalb des Hauses herumgestiegen, die großen Felsblöcke liegen nur lose, eine kleine Erschütterung kann sie zum Sturz bringen. Wir müssen das Haus räumen, wer weiß, wie lange die Frist ist, die uns noch bleibt."

Er sagte das so entschieden, daß Ceriso fühlte, er würde keine Widerrede gelten lassen. Beim Feuer der Herdflamme wurde alles Weitere zwischen den Dreien verabredet. Sie wollten morgen gemeinsam zum See herabsteigen und dort einige Cholos dingen, um das werthvollere Geräth aus dem Hause zu entfernen. Atopilko war entschlossen, sich vorläufig in irgend einem der kleinen Bergstädte der Sierra niederzulassen, von dort konnte Ceriso auch leichter in den Bergwerken der Nachbarschaft eine Stellung finden.

Gegen Mitternacht erst suchte ein Jeder seine Lagerstätte auf — noch einen langen Kuß hauchte Juan auf die Lippen der Geliebten, die sich in inniger Hingebung an ihn schmiegte. Er ahnte nicht, daß es ihr letzter Liebesbeweis sein sollte. Von frohem Glück träumend entschlummerte er bald.

Plötzlich schreckte ein gewaltiges, donnerähnliches Geräusch ihn empor, und zugleich hörte er die angstvolle Stimme des Alten: „In's Freie, Paccha, schnell!" Er wollte sich emporraffen, aber der Boden schwankte unter seinen Füßen, er taumelte — von der Decke prasselte es herab. Endlich gelang es ihm, sich zu erheben. Ein scharfkantiger Stein streifte sein Gesicht, er fühlte, daß das Blut ihm warm über die Schläfe herabrieselte. Wieder hörte er im Nebengemache einen verzweifelten Hilferuf. Er erkannte Paccha's Stimme, er wollte der Geliebten zu Hilfe eilen, aber gleich darauf erfolgte ein zweiter, noch heftigerer Stoß, der Boden schien sich zu drehen, krachend stürzten die Wände des Hauses zusammen. Noch ein letzter, doppelter Angstschrei tönte an Ceriso's Ohr. — „Ich komme!" rief er, aber die Stimme versagte ihm, und er sank ohnmächtig zu Boden.

5.

Die Befürchtungen des alten Indianers waren nur allzu gerechtfertigt gewesen, früher noch, als er geglaubt, war das Erdbeben eingetreten und hatte unsägliches Elend über ein ganzes großes Gebiet gebracht. In derselben Schreckensnacht, in der zum ersten Male seit Menschengedenken der Titikakasee von einer gewaltigen Fluthwelle geschwellt über seine Ufer trat und Hunderte von Ansiedelungen längs seiner Ufer zerstörte, brach oben im Gebirge das kleine Haus des letzten Abkömmlings der Inkas zusammen und begrub unter Fels und Trümmern ein junges, kaum erblühtes Menschenglück.

Ceriso war dem Verderben entgangen. Als er wieder zu sich kam, ließ er instinktiv seine Uhr repetiren; es mußte längst Tag sein und doch lag tiefes Dunkel um ihn her. Dann richtete er sich vorsichtig empor, stieß aber sofort an Gestein; er fühlte auch an der Stirn einen heftigen Schmerz, und als er nach dem Gesicht tastete, festgeklebtes Blut im Bart. Das wüste, wilde Toben war verstummt, aber noch immer grollte es dumpf aus dem Erdinnern herauf.

Langsam nur vermochte Juan seine Gedanken zu sammeln. Dann faßte plötzlich eine entsetzliche, namenlose Angst sein Herz: was war aus Paccha, was war aus ihrem Vater geworden? Diese Sorge gab ihm die Thatkraft zurück. Auf's Neue suchte er sich emporzurichten, auf's Neue stieß er gegen das Gestein — auch als er vorsichtig zur Seite tastete, traf seine Hand überall auf kalten Felsen. Er rief den Namen der Geliebten — keine Antwort! Nur einmal glaubte er ein leises, schwaches Wimmern wie das eines Sterbenden zu hören, aber gleich darauf war wieder Alles still. Vielleicht hatten ihn auch seine erregten Nerven getäuscht.

Endlich erinnerte er sich der Schachtel Zündhölzer, die er in der Tasche trug. Schon beim Schein des ersten erkannte er seine eigene Lage. Durch einen merkwürdigen Zufall war er zwischen drei der großen Deckplatten des Hauses gerathen, die ihn herabstürzend niedergerissen hatten, ohne ihn doch wesentlich zu verletzen. Er hatte nur nach der falschen Seite hin den Ausweg gesucht, jetzt gelang es ihm leicht, sich zu befreien. Auch das große Gemach war, wie er beim Aufflammen eines zweiten Zündholzes zu erkennen meinte, nicht völlig zerstört worden, und damit lebte eine neue Hoffnung in ihm auf. Vielleicht war es dem geliebten Mädchen und ihrem Vater doch geglückt, sich in's Freie zu retten. Seine fühle Ueberlegung kehrte wieder. Er tastete sich, vorsichtig die wenigen ihm noch bleibenden Zündhölzer sparend, nach der ihm wohlbekannten Stelle, an welcher Atopilko eine der Laternen zu bewahren pflegte, und fand dieselbe wirklich. Bei ihrem Schein übersah er dann zuerst völlig den ganzen Umfang des Verderbens und seine eigene verzweifelte Lage.

Die vordere Wand des Zimmers war ganz zertrümmert, aber durch herabgestürzte Felsmassen wieder gesperrt worden, aus der Decke schienen nur einzelne massige Steine gelöst zu sein. Die schmalen Seitenwände waren stellenweise nach innen gedrückt, ein wildes Chaos von Trümmern bezeichnete die Stelle, wo sie sich einst erhoben hatten. Das Ganze glich jetzt fast völlig einer verschlossenen Höhle; schaudernd setzte sich Ceriso, es war nichts anderes als das Grab eines Lebenden, als sein Grab.

Und doch war die Fülle seines Unglücks noch nicht erschöpft. Als er die linke Seitenwand oder vielmehr den Trümmerhaufen, der ihre Stelle einnahm, beleuchtete, hörte er zum zweiten Mal ein leises, schmerzliches Stöhnen,

„Tupac Atopilko, seid Ihr's?"

Angstvoll beugte Ceriso sich über die Trümmer.

Es antwortete ihm nur ein erneutes, herzzerreißendes Stöhnen, dem einige völlig unverständliche Worte folgten.

Ceriso überlegte. Er mußte versuchen, den Verschütteten Hilfe zu bringen, aber er fürchtete, daß jeder Angriff auf die wüst durcheinander geworfenen Massen ihre Lage nur noch mehr gefährden könne. Jeder größere Stein, den er löste, brachte wahrscheinlich andere zum Sturz.

Dennoch machte er sich sofort an's Werk. Sorgsam beleuchtete er den wirren Haufen, in dem sich größere Felsstücke mit den Steinen der zusammengestürzten Wand mischten, sorgsam prüfte er die Richtung, aus welcher das sich immer erneuernde Stöhnen hervordrang. Als er endlich eine Stelle entdeckt zu haben glaubte, die ihm die Möglichkeit eines Durchbruchs zu versprechen schien, begann er die Arbeit. Es fehlte glücklicherweise in dem erhalten gebliebenen Theil des Wohnraums nicht an Werkzeug.

Mit fieberhafter Anstrengung, alle seine körperlichen und geistigen Kräfte zusammenraffend, wühlte er sich in die losen Gesteinsmassen. Mit blutenden Händen, mit fast übermenschlicher Anspannung wälzte er hier einen Block zur Seite, brach dort einen vorspringenden Zacken. Dann horchte er wieder auf's Neue: „Tupac Atopilko, ich komme — es gelingt, es muß gelingen!"

Diesmal hörte er zuerst eine deutliche Antwort: „Du mußt Dich mehr links halten, mein Sohn! Ich liege dicht unter der Pforte und kann mich nicht bewegen," stöhnte der Alte.

„Ist Paccha bei Dir?" fragte Ceriso angstvoll zurück.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht hat sie die Thür erreicht."

Von neuer Hoffnung beseelt, drang Juan vorwärts. Die Stunden verrannen. Einmal versagten die Kräfte ihm gänzlich, er mußte den schmalen Gang, den er sich schon gewühlt hatte, zurückkriechen, um in dem Wohnraum nach einem Trunk Wassers zu suchen. Der Thonkrug war zertrümmert, aber zum Glück fand er einen kleinen Vorrath von Cocablättern, die er nach indianischer Weise kaute. Fast sofort verschwand das Durstgefühl und alle Ermüdung, er konnte die Arbeit auf's Neue aufnehmen und endlich — endlich schob er den letzten Stein zur Seite.

Es war ein entsetzlicher Anblick, der sich ihm darbot. Die vier Blöcke, welche das Thor bildeten, hatten ausgehalten, obgleich sie sich in ihrer Lage verschoben hatten. Diesseits war ein kleiner Raum frei geblieben, jenseits schloß eine neue Felswand den einstigen Eingang völlig ab, nur ein ganz schmaler Lichtstreif drang in die Räume ein.

Das Erste, was Ceriso's Auge erblickte, war Paccha. Sie lehnte, fast wie lebend, dicht an der Pforte, aber Ceriso sah doch sofort, das geliebte Mädchen war todt. Ein stürzender Stein hatte ihren Hinterkopf getroffen — der Tod mußte sogleich erfolgt sein, in den holden Zügen spiegelten sich zwar die Schrecken der letzten Augenblicke, aber keine Spuren eines schweren Todeskampfes. Alles um sich her vergessend, warf er sich neben ihr nieder, küßte ihre Hände, ihre kalten Lippen, und zum ersten Male fanden seine Augen Thränen.

Das schmerzliche Stöhnen dicht neben ihm gab ihm erst die volle Besinnung zurück. Dicht an der Wand lag Atopilko, der Oberkörper war frei, den Unterkörper aber hatte ein gewaltiger Steinblock völlig zerschmettert und dieser lag noch auf den zerquetschten Gliedmaßen, so daß der Unglückliche sich nicht bewegen konnte. Nur ein außergewöhnlich zähes Leben vermochte einer solchen Verwundung, einem solchen Blutverluste Stand zu halten, aber Ceriso erkannte auch sofort, Tupac Atopilko hatte nur noch eine kurz bemessene Frist vor sich.

Der Indianer wußte das auch selbst. Als Juan neben ihm hinkniete, sanft seinen Kopf emporrichtete und ihm einige Cocablätter zwi-

schen die trockenen, blutleeren Lippen schob, stöhnte Atopilko tief auf. „Es ist vorbei mit mir,“ flüsterte er matt. „Hast Du Paccha getroffen?“

Ceriso neigte stumm das Haupt. Einen Augenblick schwankte er, ob er dem Vater das Scheiden von der Welt durch eine fromme Lüge erleichtern solle, dann entschied er sich für die Wahrheit: „Paccha ist sanft entschlummert — kein Schmerz hat ihren Tod entweiht — sie wartet Deiner im Jenseits.“

„Mein Kind, mein geliebtes Kind,“ rief der Alte verzweifelt. „So jung, so gut, so lieblich, so glücklich; warum mußtest auch Du sterben?“

„Ihr ist wohl,“ flüsterte Juan leise. „Wer weiß, welche Qualen ihr bevorgestanden hätten, wenn sie gleich mir gerettet worden wäre. Es scheint, der Bergsturz hat aus dem Hause eine unterirdische Höhle gemacht, aus der es kein Entrinnen gibt. Bald wird der Tod auch mich mit euch vereinen.“

Wieder stöhnte Tupac Atopilko schmerzlich auf, dann versank er in tiefes Schweigen. Ceriso suchte ihm die letzten Stunden zu erleichtern; aber das Einzige, was er thun konnte, war, daß er den Oberkörper des Gemarterten stützte und ihm ab und zu einige Cocablätter in den Mund schob.

Ein, zwei Stunden verrannen. Atopilko hatte die Augen geschlossen, bisweilen glaubte Juan, er halte schon eine Leiche in den Armen. Dann stöhnte der Greis wieder leise auf, und abermals wurde Alles still.

Endlich öffnete der Indianer die Lider. „Es geht zu Ende,“ flüsterte er. „Ich fühle jetzt keine Schmerzen mehr.“ Er zog die Hand Ceriso's an sich und umspannte sie fest. „Ich hatte es anders gehofft, ich hatte geglaubt, meiner Tochter und Dir eine glückliche Zukunft zu schaffen, es hat nicht sein sollen. Aber ich hoffe, Dir wird wenigstens Dein junges Leben erhalten bleiben, und Dir soll denn auch mein letztes Vermächtniß gelten.“

Der Greis richtete den Kopf mit einer gewaltsamen Anstrengung empor. „Achte sorgsam auf meine Worte. Jener Cholo, der Dich in's Gebirge führte, war auf richtiger Spur: die Goldgrube ist vorhanden, und als er niederstürzte, war er ihr vielleicht ganz nahe. Ich allein kenne ihr Geheimniß, es ist mir von meinem Vater in der Sterbestunde übergeben worden, Dir vererbe ich es. Der Eingang zu der Grube liegt nicht auf dem Grunde der Schlucht, wo Du ihn suchtest. Miß genau von ihrem Beginn einhundertzwanzig Schritte ab, so findest Du linker Hand eine scheinbar unerklimmbar steile Felswand. Unten aber, zwischen den Steinen sorgsam versteckt, liegt eine Anzahl kurzer kupferner Stangen verborgen. Diese schiebe in die Spalten des Gesteins ein, und Du wirst die Felswand erklimmen können. In dreifacher Mannshöhe ist ein kleiner Absatz in der Wand, und dort liegt, durch einen nach Süden verschiebbaren Felsblock verschlossen, der Eingang zur Grube.“

Atopilko sank zurück, die Anstrengung der Rede hatte ihn erschöpft.

„Wiederhole mir genau meine Beschreibung,“ sagte er mit einem letzten Aufflackern der alten, zähen Energie. Und als Juan geendet, fuhr er fort: „Ich habe für mich und die Meinen Zeit meines Lebens nur das Nothwendigste genommen, Dir aber soll der ganze Ertrag der Grube gehören. Ich bitte Dich nur um Eines: sei, wenn Du ein reicher Mann geworden sein wirst, gütig und freigebig gegen die Leute meines Volkes — gedenke, daß Du Deine Rechte in die Hand eines ihrer Mädchen legtest, daß der letzte Nachkomme ihrer Könige Dir die Schätze der Inkas erschloß.“

Die Stimme des Greises war schon bei den letzten Worten zu einem leisen, kaum noch verständlichen Flüsterton herabgesunken, jetzt schienen sich auch seine bisher so klaren Gedanken zu verwirren. Bilder aus der Vergangenheit und die Ereignisse der letzten Tage spiegelten sich in den abgerissenen Sätzen wieder, die stockend von seinen Lippen kamen, dann legte sich über sein bleiches Antlitz ein Ausdruck des Friedens. Noch einmal zuckte der wunde Körper schmerzhaft zusammen, dann brachen seine Augen. Tupac Atopilko, der sich der letzte Sprosse des Inkageschlechtes nannte, war zu seinen Vätern heimgegangen.

Und wieder entrannen Stunden, seitdem Tupac Atopilko verstummt war. Ceriso achtete nicht auf das Entschwinden der Zeit. Zwischen den sterblichen Resten des geliebten Mädchens und des väterlichen Freundes, der ihn noch in der letzten Stunde Sohn genannt, saß er wachend und träumend zugleich. Die gewaltigen Erregungen, die er durchlebt, die körperlichen und geistigen Anstrengungen machten ihr Recht geltend, es lag wie ein centnerschwerer Druck auf ihm, alle Spannkraft war entschwunden — nicht einmal Thränen fand er für all' das Unglück, das ihn betroffen hatte. Er konnte auch nicht an seine eigene Zukunft, nicht an die goldenen Schätze, die des Greises Worte ihm verhießen, nicht an die entsetzliche Lage, in der er sich befand, denken; Geist und Körper waren völlig gelähmt.

Aber Ceriso besaß eine wunderbar zähe und elastische Natur. Als nach langen Stunden — einem neuen Lebenszeichen gleich — ein schmaler Lichtstreifen in den dunklen, engen Raum fiel und zitternd über die wirren Felsmassen huschte, richtete sich das Haupt des jungen Mannes unwillkürlich empor. Mit fünfundzwanzig Jahren, mit einem gesunden Körper und Geist verliert man in keiner Lage, auch in der entsetzlichsten nicht, die Lust am Leben.

Jetzt galt der erste Gedanke Ceriso's seiner eigenen Rettung. Sinnend sah er zu dem schmalen Lichtstreifen empor, der etwas unter Manneshöhe durch eine Felsspalte drang. Die herabstürzenden Felsmassen hatten sich zwar allseitig fest um die Vorderwand des Hauses gelagert, aber es war dennoch ein kleiner, schmaler, freier Raum zwischen ihnen offen geblieben. Wenn irgend wo, mußte es dort möglich sein, sich einen Weg nach außen zu bahnen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelm's I. für Berlin.

(Mit Bild auf Seite 153.)

Der dritte Entwurf für das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelm's I. in Berlin, den Professor Reinhold Begas jetzt fertig gestellt hat, ist vom Kaiser Wilhelm II. vorbehaltlich kleiner Aenderungen genehmigt worden. Der für das Denkmal bestimmte Platz ist der Raum vor dem Portal III des Berliner Schlosses, auf der freigelegten Schloßfreiheit. Schloß und Denkmal sollen künstlerisch miteinander verknüpft werden durch eine Säulenhalle mit Eckpavillons, in der für zahlreiche Einzelstatuen Platz ist und die also zu einer nationalen Ruhmeshalle gestaltet werden kann. Unser Bild auf S. 153 zeigt uns das Denkmal nebst der Säulenhalle. Vier Löwen, welche Trophäen bewachen, liegen auf vier Vorsprüngen, zwischen denen Treppen emporführen. Auf zwei Seiten sitzen auf diesen Treppen vor dem Postament die Statuen des Krieges und des Friedens, und an den Ecken stehen vier Genien auf Kugeln. Kaiser Wilhelm I. reitet in Helm und Mantel, mit dem Marschallstab in der Rechten, auf einem ruhig schreitenden Rosse, das die Siegesgöttin mit dem Palmzweige des Friedens am Zügel führt. Die Reiterstatue allein soll 12 Meter Höhe, das ganze Denkmal eine solche von 25 Metern haben. Von den gewaltigen Abmessungen des figürlichen Schmuckes daran erhält man eine Vorstellung, wenn wir erwähnen, daß die vier Löwen gegen 4 Meter hoch sind, und daß die Quadrigen auf den Eckpavillons die gleiche Höhe haben, wie jene auf dem Brandenburger Thor, nämlich $6^{1}/_{2}$ Meter.

Das Projekt des Nicaraguakanals.

(Mit Bild auf Seite 156.)

Durch das klägliche Scheitern des Panamakanal-Unternehmens steigen die Aussichten für die Ausführung des Nicaraguakanals zur Verbindung des Atlantischen mit dem Stillen Ocean. Dies von den Amerikanern von vornherein begünstigte Projekt wird unseren Lesern durch die Vogelschauansicht auf S. 156 anschaulich gemacht. In Nicaragua, der wichtigsten unter den fünf Republiken Centralamerika's, liegt gerade an der schmalsten Stelle des Landes der große Nicaraguasee, dessen Abfluß, der San Juan, sich östlich in das Caraibische Meer ergießt, während das Seeufer nach Westen nur 33 Kilometer vom Stillen Ocean entfernt ist. Die Entfernung der Endpunkte des Kanals von Ocean zu Ocean beträgt zwar 275 Kilometer, davon kommen jedoch 92 auf den Nicaraguasee, 136 auf Flußläufe, die nur vertieft zu werden brauchen, so daß mithin blos 47 Kilometer für den eigentlichen Kanalbau übrig bleiben, während der Panamakanal 75 Kilometer lang werden sollte. Abgesehen von der Vertiefung des Flußlaufes San Juan, der Erbauung von sechs Schleusen, drei auf der östlichen und drei auf der westlichen Seite, besteht die Aufgabe der Ingenieure hauptsächlich in Folgendem. Bei Brito an der Küste des Stillen Oceans ist ein neuer Hafen zu erbauen, bei San Juan del Norte (Greytown) am Caraibischen Meere der versandete Hafen wieder herzustellen, und an der östlichen Seite eine fünf Kilometer breite Felsenschicht zu durchbrechen. Dies Projekt eines Nicaraguakanals trat gleich von Anfang an mit dem Lesseps'schen Plane einer Durchstechung der Landenge von Panama in Wettbewerb, wurde aber damals zu Gunsten des letzteren aufgegeben. Die Nordamerikaner haben es jedoch nicht fallen lassen. Wiederholt hat die Regierung der Vereinigten Staaten Vermessungen und geologische Untersuchungen anstellen lassen, worauf zuletzt ein Entwurf genehmigt wurde, der sich auf die Berechnungen des Marineingenieurs A. G. Menocal stützt, und unter den gegenwärtigen Verhältnissen viele Aussicht hat, auch wirklich zur Ausführung zu gelangen. Als durchgängige Tiefe des Nicaraguakanals sind 9 Meter, als geringste Breite 24 Meter angenommen. Die Gesammtkosten werden auf 65 Millionen Dollars (etwa 270 Millionen Mark) veranschlagt.

Die ersten Rosen.

(Mit Bild auf Seite 157.)

Als zarte Huldigung überreicht ein hübscher Page auf dem anziehenden Gemälde von L. Hofmann-Zeitz (siehe unseren Holzschnitt auf S. 157) einer Schönen im Amazonenkostüm „die ersten Rosen“. Angenehm überrascht neigt sich diese zu den Blumen nieder, um deren süßen Duft einzuathmen, und sie wird es sicherlich auch nicht unterlassen, dem jugendlichen Kavalier ein ihn hochbeglückendes Lob für seine Aufmerksamkeit zu spenden. Die edle Gestalt der Dame, zu welcher der junge Rosenspender mit schwärmerischer Verehrung emporschaut, ist fein empfunden, und auch der landschaftliche Hintergrund wohl gerathen.

Durch das Grab.

Geschichtliche Erzählung von **P. E. v. Areg.**

1. (Nachdruck verboten.)

Gandersheim ist heutzutage ein kleines unbedeutendes Städtchen an der Gande, einem Nebenflüßchen der Leine im Herzogthume Braunschweig. Vor dreihundertsechzig Jahren aber war der Ort mit Thoren und Mauern wohl bewehrt und behauptete eine gewisse Selbstständigkeit. Denn damals war eine wilde und stürmische Zeit in Deutschland; die Fürsten bekriegten sich nicht allein untereinander, sondern erhoben ihre Waffen auch gegen den Kaiser,

wie gegen den in ihren Ländern angesessenen Adel und die Städte.

Das Oberhaupt der Stadt Gandersheim, ein ehrwürdiger weißhaariger Greis, Herr Bürgermeister Ewald v. Trotha, kehrte an einem Wochentage, nachdem es zwölf Uhr Mittags geschlagen, vom Rathhause nach seiner Wohnung zurück.

Da man den Vater täglich um die Mittagszeit über den Markt kommen sehen konnte, wenn er heimkehrte, war es Sitte, daß das Mittagessen auf dem Tische stand, wenn er in's Wohngemach trat. Und so war es auch heute. Er brauchte nur Hut und Stock abzulegen und konnte sich sofort zu Tische setzen. Der Kreis der Seinen, der das Mahl mit ihm theilte, war klein. Eine Stelle an dem viereckigen Tische war leer, der Platz der Hausfrau. Der Bürgermeister hatte sich erst als reifer Vierziger dazu entschlossen, eine Ehe einzugehen, und sein Weib war ihm schon nach zehn Jahren wieder gestorben. Aber seiner Ehe waren zwei Kinder entsprossen, und diese saßen zur Seite des Vaters am Eßtische. Die zwanzigjährige Tochter Eva war ein blondlockiges jugendfrisches Kind mit wunderschönen himmelblauen Augen und einer schlanken anmuthigen Gestalt. Ihr Bruder Konrad stand ihr im Alter nur um ein Jahr nach. Sein etwas bleiches Gesicht zeigte eine auffallende Aehnlichkeit mit den männlichen Zügen des Vaters, und in seinen dunklen Augen lag ein stilles Feuer, eine heimliche Gluth. Er stand im Begriffe, die Hochschule in Helmstedt zu besuchen.



Das Projekt des Nicaraguakanals. (S. 155)

Die Geschwister hingen mit zärtlicher Liebe aneinander; waren sie doch in den letzten zehn Jahren seit dem Tode der Mutter ausschließlich aufeinander angewiesen gewesen. Den Vater, so lieb er auch seine Kinder hatte, nahmen seine Amtsgeschäfte viel zu sehr in Anspruch, als daß er sich um ihr Gedeihen sonderlich hätte kümmern können.

Während des Mahles sagte der Vater: „Daß ihr es nur wißt, Kinder, morgen kommt der Herzog."

„Wie, schon wieder?" fragte Konrad verwundert. „Was kann er wollen? Er war ja vor kaum vier Wochen hier."

Und während er das sagte, warf er einen Blick auf die Schwester. Eva saß da, wie mit Blut übergossen. Darüber verwunderte sich der Bruder noch viel mehr als über die Ankunft des Herzogs. Der Vater bemerkte das Erröthen seines Kindes nicht; er beantwortete nur die an ihn gestellte Frage.

„Du weißt ja, daß sich unser gnädiger Herr mit dem Plane trägt, in Gandersheim ein Schloß für sich bauen zu lassen. Das ist, wie seither, auch diesmal die Ursache seines Kommens. Aber wenn es auch anders wäre, er wird in meinem Hause immer willkommen sein. Natürlich ist er auch morgen, und so lange er hier sein wird, mein Gast. — Du wirst Dich zu tummeln haben, kleine Hausfrau," schloß er, sich an Eva wendend.

Diese hatte ihre Fassung wieder gewonnen, das Roth auf ihrem Antlitze war verschwunden.

„Sei unbesorgt, Vater," erwiederte sie, „es wird Alles bereit sein, was ein so hoher Gast zu erwarten berechtigt ist."

Der Alte nickte beifällig, und die Drei vollendeten ihr Mahl. Während sich dann der Vater in sein eigenes Gemach zurückzog, um das gewohnte Nachmittagsschläfchen zu halten, eilte Eva in die Zimmer hinüber, die für des Herzogs Aufenthalt zu dienen bestimmt waren.

Sie ging durch das Vorgemach in das da=



Die ersten Rosen. Nach einem Gemälde von L. Hofmann-Zeitz. (S. 155)

hinterliegende Zimmer, in welchem der Herzog bei seiner Anwesenheit im Hause zu wohnen pflegte, aber auf ihrem ganzen Wege blickte ihr Auge nicht mit frohem Jugendmuthe in die Höhe, sondern war schwermüthig zu Boden geschlagen.

Und als sie in jenem zweiten Gemache vor dem großen gepolsterten Lehnstuhle stand, in dem der Herzog regelmäßig zu sitzen pflegte, schaute sie das alte Möbelstück eine ganze Weile an, als ob es ihr besonders werth und theuer sei, und plötzlich quollen ihr die Augen über und laut weinend sank sie auf die Kniee und barg das Gesicht in den Polstern des Stuhles.

So fand sie Konrad. Er war ihr nachgefolgt. Und als er mit lautlosen Schritten — der dicke Teppich dämpfte den Schall — auf die Zusammengesunkene losging, sah er, wie ihr ganzer Körper unter der Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegung erbebte.

Da legte er sanft seine Hand auf ihre Schulter. „Du weinst, Eva?“ fragte er. „Wem gelten diese Thränen? Sprich mit aller Offenheit zu Deinem Bruder und Freunde!“

Sie war aufgesprungen und trocknete ihre Augen; aber ihr Blick traf zürnend den seinen.

„Frage nicht!“ erwiederte sie bebenden Tones. „Es gibt in meinem Herzen Dinge, die nur mir allein gehören und zu denen auch die brüderliche Liebe nicht Zutritt zu erreichen im Stande ist.“

„Ich ahne, wohin Deine Worte deuten, Eva,“ versetzte er, nicht ohne daß sein Ton die Kümmerniß durchhören ließ, die er darüber empfand. „Als der Vater den Namen des Herzogs nannte, da wurdest Du so roth wie Blut, Eva, und als ich dies sah, da gab es mir einen Stich in's Herz. Denn ich ahnte mit einem Male, zu welcher unerreichbaren Höhe sich die Hoffnungen Deiner Seele aufgeschwungen haben, und mit Schaudern erkannte ich, daß Du verloren seiest, wenn Du nicht den Muth fändest zu entsagen.

„Von Entsagung sprichst Du, weil Du nicht weißt, daß sich dem Herzen niemals gebieten läßt! Denn wer mit dem Herzen liebt, der wird glücklich werden aller Welt zum Trotze.“

„Unglückliche!“ rief er entsetzt. „Wie könnte das Bürgermeisterskind von Gandersheim jemals die Gemahlin des Landesherrn werden? Komm zu Dir, Eva, besinne Dich! Willst Du um Deiner Leidenschaft willen den alten Vater einmal bekümmerten Herzens zur Grube fahren lassen?“

„Mache Dir keine Sorgen, Konrad! Der Mann, den ich liebe, ist mächtig und stark, und ich vertraue darauf, daß er Mittel und Wege finden wird, um mich an seiner Seite zu der zu erheben, die ich seinem Herzen bereits bin.“

„Eva! Eva!“

Aber sie hörte nicht mehr, sondern eilte schnell an ihm vorüber in ihr eigenes Zimmer, wo sie sich einschloß.

2.

Heinrich der Jüngere, Herzog zu Braunschweig, war damals einundvierzig Jahre alt und seit drei Jahren Wittwer. Vor zwei Jahren war er zum ersten Male Gast im Hause des Bürgermeisters von Gandersheim gewesen und von jener ersten Begegnung mit Eva schrieb sich die Liebe her zwischen diesen beiden Menschen, welche die Herzen überkommen hatte, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Beide waren bemüht gewesen, das Auflodern der leidenschaftlichen Gluthen zu unterdrücken. Wenn Eva auch einen adeligen Namen führte, so war das doch noch nicht im Mindesten genügend, sie dem Herzoge ebenbürtig zu machen. Morganatische Ehen aber waren damals noch etwas fast Unbekanntes. Und das Mädchen in einer Stellung an seinen Hof zu ziehen, die ihre Ehre bloßgestellt hätte, das widerstrebte dem Herzoge gründlich und dazu hatte er sie auch viel zu lieb. Seit zwei Jahren quälte er sich unablässig, um das Mittel zu finden, das sie Beide der Erfüllung ihrer gegenseitigen Wünsche zuführen sollte, aber alle seine Bemühungen blieben ohne Erfolg.

Konrad war der Einzige, dem ein Licht darüber aufgegangen war, wie es eigentlich mit dem Herzen seiner Schwester stehe. Aber weder der Vater, noch sonst ein anderer Mensch in Gandersheim ahnte von diesen Dingen das Geringste.

Der Weg von Braunschweig bis zum Städtchen beträgt mehr als sieben Meilen; dies und der damalige schlechte Zustand der Landstraßen ließen den Herzog und sein Gefolge erst bei Sonnenuntergang in Gandersheim eintreffen, obgleich man Braunschweig bereits am Vormittage verlassen hatte.

Auf der Schwelle seines Hauses empfing der Bürgermeister v. Trotha seinen Landesherrn und Gast und geleitete ihn zu seinen Gemächern. Das Gefolge fand Aufnahme in der Herberge. Und als der Herzog es sich droben bequem gemacht hatte, erschien Eva v. Trotha, auf silbernem Teller den goldenen Pokal tragend, in dem sich der Ehrentrunk befand.

Der Herzog empfing das sich tief verbeugende Mädchen mit großer Artigkeit und der gleichzeitigen Bitte, ihm den Trunk zu kredenzen. Da berührten die rothen Lippen der erglühenden Jungfrau in lieblicher Verschämtheit den Rand des Bechers und kosteten einen Tropfen von dem duftenden Weine, und an derselben Stelle trank der Herzog den Becher leer. Das war der Willkommensgruß der Liebenden. Sie sahen sich an demselben Abende nur dieses einzige Mal.

Später blieb der Herzog mit dem Bürgermeister und einem Theile der von ihm mitgebrachten Räthe zusammen, unter denen sich auch ein Bauverständiger befand. Beim Weine sprach man vom Schloßbau in Gandersheim. Erst als Mitternacht da war, suchten die Herren die Nachtruhe.

— — — — — — — — — —

Der Herzog hatte befohlen, daß sich der Bürgermeister für den folgenden Vormittag nicht von seinen Amtsgeschäften abhalten lassen sollte. Er selbst begab sich nach dem Schloßbauplatze.

Aber er kam von seinem Ausgange kaum eine Stunde später zurück, als er das Haus verlassen hatte. Und in seinen Gemächern angekommen, klagte er über ein Unwohlsein, von dem er unterwegs plötzlich befallen worden sei. Da wurde schleunigst der Hausarzt des Bürgermeisters herbeigeholt, der so geschwind erschien, als habe er zu Hause auf diese Bestellung gewartet; er blieb mit dem Herzoge nahezu eine Stunde allein. Man erfuhr nicht, was dem Herzoge eigentlich gefehlt habe, aber genesen war er, als ihn der Arzt verließ. Und als das geschehen war, verlangte er nach seiner Wirthin.

Eva kam.

Er ging ihr entgegen, nachdem sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, umfing sie voll Zärtlichkeit mit seinen Armen und küßte sie auf die Stirn. Und sie wehrte ihm nicht, sondern lag still an seinem Herzen.

„Heute,“ sagte er, indem er sie zu einem Sessel geleitete und sich neben ihr niederließ, „komme ich nicht, wie seither immer, mit leeren Händen, meine Liebe. Das Mittel, das wir brauchen, ist gefunden.“

Aus ihrem Auge brach ein Strahl leidenschaftlicher Freude.

„Sprich, rede, Heinrich!“ stieß sie erregt hervor, „wie heißt Dein Mittel?“

Ihr Auge hing an seinen Lippen, ihre Hand lag auf seiner Schulter.

„Wir dürfen uns nur auf uns selbst verlassen, wenn wir siegen wollen, Eva,“ versetzte er. „Nur in uns selbst ist unser Glück begründet. Aber der Theil, der Dir zufällt, Kind, ist grauenhaft und schwer. Hast Du Muth, Mädchen?“

„Muth wie ein Mann, Heinrich!“

„So höre!“

Er beugte sich bis an ihr Ohr herab und sprach mit ganz leiser Stimme lange Zeit.

Seine Mittheilungen mußten erregende und erschreckende sein, man sah es an ihrer wiederholt zusammenzuckenden und erbebenden zarten Gestalt und an der wechselnden Farbe ihres Angesichtes. Und als der Herzog geendet hatte, lag sie halb ohnmächtig an seiner Brust. Er hob ihre beiden Hände an seine Lippen und küßte sie zärtlich.

„Willst Du, Eva?“ fragte er.

Und stürmisch schlang sie ihre beiden Arme um seinen Hals. „Ich will, Heinrich!“

Ein langer Kuß besiegelte das Versprechen.

3.

Am anderen Tage reiste der Herzog nach Braunschweig zurück, und es kamen wieder stille Wochen im Gandersheimer Bürgermeisterhause.

Aber in der dritten Woche klagte Eva wiederholt über Schmerzen in der Brust auf der linken Seite, die mitunter so heftig wurden, daß sie ihr den Athem zu benehmen schienen. Der Vater legte jedoch zunächst der Sache weiter keine Bedeutung bei. Aber als Eva am Sonntage darauf eben die letzte Hand an ihren Anzug legte, brach sie plötzlich vor dem Spiegel bewußtlos zusammen, und der Vater fand sie in dieser Lage, als er kam, um sie abzuholen.

Es glückte zwar dem Alten, sein Kind wieder zu sich zu bringen; aber nun durfte man doch diese krankhaften Erscheinungen unter allen Umständen nicht mehr leicht nehmen.

So kam am selben Vormittag der Hausarzt an's Krankenbett. Und als dieser auf seine junge Kranke schaute, da zwinkerte er so ganz eigenthümlich mit den Augen, und auch das Mädchen winkte ihm verstohlen zu. Er versprach darauf, eine beruhigende Arznei zu verschreiben und ging. Aber draußen vor ihrer Kammerthür zog sich seine Stirne in nachdenkliche Falten, und der Ausdruck seines Gesichtes wurde sehr ernst, als er bei dem Vater eintrat.

„Was fehlt ihr, Doktor?“ fragte dieser besorgt.

„Laßt Euch von meinen Nachrichten nicht erschrecken, Herr Bürgermeister,“ erwiederte dieser, „wenn sie auch trüb lauten werden. Unsere Kranke leidet offenbar an einem Herzfehler, und das Herz wieder gesund zu machen, liegt außerhalb der Macht des Heilkundigen. Eva kann zwar noch Jahre hinaus leben, aber nach menschlichem Dafürhalten ist es ebensowenig ausgeschlossen, daß sie an einem der nächsten Tage sterben wird.“

„Mein Kind, mein armes Kind!“ klagte der Alte.

„Fügt Euch in den Rathschluß des Allmächtigen,“ ermahnte der Arzt. „Was mir meine Kunst an die Hand gibt, soll geschehen.“ —

Es folgte eine Reihe von trüben Tagen. Natürlich hatte der Vater dem Sohne nicht verheimlicht, was er über den Gesundheitszustand Eva's erfahren. Und war der alte Mann davon schon heftig bewegt worden, so geschah das bei dem Bruder in noch stärkerem Grade. Seine liebe Eva sollte sterben, seine gute Schwester! Seine Thränen brachen schon hervor, wenn er sich nur die Möglichkeit eines solchen Falles vergegenwärtigte.

Und das Mädchen hatte herzliches Mitleid mit dem Bruder, ja in ihrem Tone lag etwas

wie Schuldbewußtsein, wenn sie seine Hand ergriff und sagte: „Du darfst nicht so weinen, Konrad, weil Du gehört hast, daß ich sterben muß. Ich kann es nicht ertragen, Dich so niedergeschlagen und traurig zu sehen.“

„Sprich nicht vom Sterben, Eva,“ erwiederte der junge Mensch, „ich bitte Dich. Du warst ja gesund Dein ganzes Leben lang bis auf diesen Tag. Warum soll das denn mit einem Male anders sein? Du wirst wieder gesund werden, Eva, thu' mir's zulieb.“

„Du Guter,“ versetzte sie mit einem Seufzer. „Du wärest es wahrhaftig werth, daß ich Deine Bitte erfüllte, wenn ich nur könnte. Aber ich kann nicht, Konrad. Ich fühle es, daß es mit mir zu Ende geht. Vielleicht thut der Vater im Himmel Dir auch damit den Willen, denn Du gönntest mich ja nicht dem Manne, nach dem mein Herz begehrt.“

„Deine Worte treffen mich wie Keulenschläge, Eva! Was auf mich ankommt, so sollst Du Alles haben, was Du wünschtest, nur bleibe bei uns, Eva, und gehe nicht fort.“ —

So sprachen die Geschwister oft miteinander. Und endlich kam ein Abend, wo der Doktor noch in später Stunde erschien, um Eva ein Tränklein zu bringen, weil sie heftige Beängstigung zu fühlen behauptete.

Und am anderen Morgen lag das Bürgermeistertöchterchen todt im Bette. Vater und Bruder weinten in bitterem Schmerze am Lager der Dahingeschiedenen heiße Thränen.

Am nächsten Tage wurde die schöne Eva in den Sarg gelegt und Alle, die dabei zugegen waren, verwunderten sich, daß die Leiche nicht jene wächserne Blässe zeigte, wie sie sonst Todten eigenthümlich ist. Und abermals einen Tag später trug man die Dahingeschiedene zu Grabe.

Gar Viele waren es, die dem Vater der Stadt zu Liebe seinem Kinde das letzte Geleite gaben, und ganz überdeckt von Blumen war der Sarg, als man ihn auf den stillen Friedhof hinaustrug. Dort hatte die Familie des Bürgermeisters ihr Erbbegräbniß, eine überwölbte Gruft, zu der eine steinerne Treppe hinunter führte. Und in dieser wurde Eva's blumengeschmückter Sarg neben dem ihrer Mutter beigesetzt.

— — — — — — — — —

An demselben Tage gegen Mitternacht kamen von Braunschweig her auf der Landstraße vier Reiter, die ein leeres Pferd am Zügel führten. Als sie sich Gandersheim näherten, bog der Führer von der Straße ab und ritt querfeldein in einem Bogen um die Stadt herum, die Anderen folgten ihm. Kein Mensch war in der Nähe, der sie gesehen und beobachtet hätte, die Stadt lag stockdunkel.

„Ein schauerliches Geschäft, das uns in dieser Mitternachtsstunde aufgetragen ist,“ sagte einer der Reiter.

„Ich glaube gar, Du fürchtest Dich,“ erwiederte der Andere.

„Pah, ich kenne die Furcht nur dem Namen nach. Aber es bleibt doch immer eine unheimliche Geschichte, die Todten in ihrer Ruhe zu stören.“

„Nicht um eine Todte handelt es sich, sondern um eine Lebende. Du hast doch die Flasche mit dem Arzneimittel in Deiner Tasche, mit der wir sie aus ihrem Schlafe erwecken sollen?“

„Ich habe sie.“

So ritten sie bis zum Friedhofe auf der anderen Seite der Stadt. Dort stiegen ihrer Drei ab und öffneten mit einem mitgebrachten Schlüssel die verschlossene Pforte. Der Vierte blieb bei den Pferden zurück.

Als die drei Anderen aber nach einer Viertelstunde zurückkamen, waren sie von einer weißen Gestalt begleitet, die sie auf das bis dahin ledige Pferd hoben. Dann schwangen sich auch die drei Reiter wieder in den Sattel, und der ganze Zug jagte davon in der Richtung, in welcher die Veste Staufenburg lag.

4.

Wenn es dem alten Bürgermeister möglich geworden war, den schweren Verlust mit der ruhigen Würde des Greises zu ertragen, so war das Gleiche nicht auch bei seinem Sohne Konrad der Fall. Er fand weder Ruhe noch Frieden im Vaterhause. Wieder und immer wieder ging er in Eva's Kammer und stand weinend vor dem Bette, in dem sie gestorben war.

Am Tage nach der Beerdigung der Schwester litt es ihn nicht mehr daheim. Er nahm den Schlüssel zum Familienbegräbniß und ging hinaus nach dem Friedhofe, öffnete die Thür zur Gruft und stieg die Stufen hinab. Und als er hinunter kam und vor Eva's Sarg stand, da ergriff ihn der wilde Schmerz so heftig, daß er laut aufschluchzend sich neben dem Sarge niederwarf und den Kopf gegen den Deckel lehnte.

Aber was war das? Der Deckel verschob sich bei dem Drucke, den er darauf ausübte. Er vermochte einen Blick in den Sarg zu werfen und sah, daß derselbe leer war.

Mit einem lauten Schrei sprang er auf. Für den Verständigen war von etwas Uebernatürlichem nicht eine einzige Sekunde die Rede. Eva's Worte fielen ihm ein: „Der Mann, den ich liebe, ist mächtig und stark, und ich vertraue darauf, daß er Mittel und Wege finden wird, um mich an seiner Seite zu der zu erheben, die ich seinem Herzen bereits bin.

Er schwieg deshalb über seine Entdeckungen still und sagte nur am Abend zu dem Vater, mit dem er bei Tisch saß: „Laß mich morgen nach Helmstedt ziehen, Vater. Es leidet mich nicht mehr hier im Hause, seitdem Eva gestorben ist. Vielleicht finde ich bei der Beschäftigung mit den Wissenschaften meine Ruhe wieder.“

Der Alte hielt ihn nicht zurück. Er versorgte den Sohn mit den erforderlichen Geldmitteln, und als Konrad am andern Morgen sein Ränzel gepackt hatte, brach er nach Helmstedt auf.

Damals gab es weder Posten noch sonstige Fahrverbindungen: die Studenten wanderten zu Fuß, wie die Handwerksburschen.

Aber Konrad v. Trotha wanderte nicht nach Helmstedt, er marschirte nach Braunschweig und fragte im Schlosse nach dem Herzog. Da that man ihm kund, daß der Herzog auf seiner Veste Staufenburg sich befinde.

Also auf nach der Staufenburg.

Als er vor die Veste kam, war das Thor geschlossen und die Zugbrücke aufgezogen. Auf seinen Ruf erschien der Thorwart und fragte nach seinem Namen und seinem Begehr. Seinen Namen gab er an, nicht aber, was er wollte. Er sagte nur, er habe dem Herzoge eine Bitte vorzutragen, und der hohe Herr werde wohl nicht in Zweifel darüber sein, was er wünsche.

Die Kunde brachte man dem Herzoge, aber mit heftigem Zorne nahm er sie auf.

„Droht meinem Geheimnisse schon Verrath?“ rief er. „Der Unsinnige soll sofort die Nähe dieser Burg meiden; bedroht ihn mit dem Tode, wenn er noch einmal wiederzukehren versucht.“

Mit solchem Bescheide mußte Konrad abziehen. Aber er entfernte sich nur scheinbar. Denn an der dem Thore entgegengesetzten Seite klimmte er unbemerkt zum zweiten Male zu der Burg empor. Das Glück begünstigte ihn. Er gelangte nach mühevollem und gefährlichem Emporklettern auf den schmalen Pfad, unter dem sich die Röhren befanden, mittelst welchen das Trinkwasser zur Burg geleitet wurde.

Hier sah er sich fast unmittelbar unter den Mauern der Burg. Da oben keine Gebäude zu sehen waren, so vermuthete er, daß er sich dem Theile der Veste gegenüber befinden müsse, in dem der Burggarten lag. Und das bestätigte sich in der That. Es gelang ihm hineinzuklettern. Stundenlang saß er unter einem schattenspendenden Baume und blickte hinauf nach den Zinnen, ohne daß sich das Mindeste sehen ließ. Aber endlich tauchte da oben hinter der Zinne ein Kopf auf — Eva's blonder Lockenkopf. Da hob er die Arme auf und rief mit lauter Stimme: „Eva! Schwester!“

Und sie hörte seine Stimme und beugte sich herunter.

„Suchst Du Deine Schwester, Konrad?“ rief sie. „Die liegt auf dem Kirchhofe zu Gandersheim und muß dort ruhen für immerdar. Du siehst die Gattin Deines Herzogs vor Dir. Aber fliehe um meinetwillen, ich bitte Dich! Dir droht Gefahr! Der Herzog hütet sein Geheimniß mit Strenge, und Du hast bereits erfahren, was Du zu gewärtigen hast, wenn Du Dich fernerhin in der Nähe dieser Veste sehen läßt. Darum fliehe diesen Ort, der Dein Leben bedroht, um der Liebe zu Deiner gestorbenen Schwester willen!“

Da antwortete er: „Ich will thun, was Du wünschest. Um unserer Liebe als treue Geschwister willen verzeihe ich Dir, was Du in der Verblendung der Leidenschaft Deinem alten Vater und mir angethan hast. Du sollst für mich nur noch die theure Todte sein, aber gib mir wenigstens den Trost mit, daß Du glücklich bist.“

Sie legte die Hand auf's Herz und rief: „Ich bin glücklich, Konrad, so glücklich, als ein Menschenkind auf dieser Erdenwelt werden kann.“

„So lebe wohl auf ewig, Schwester. Und mögest Du glücklich bleiben auf immerdar!“ Noch einen Wink hinauf, dann verschwand ihr Antlitz hinter den Zinnen. —

Konrad zog nach Helmstedt und wurde in der Folge ein hochgelehrter und weit berühmter Mann; aber er hat niemals ein Weib gefreit.

* * *

Was hier erzählt worden, bestätigt die alte Chronik von Gandersheim. Herzog Heinrich der Jüngere hatte Eva v. Trotha beredet, anscheinend zu sterben und sich begraben zu lassen, um ohne Wissen der Menschen hinfort ganz ihm angehören zu können. Der alte Hausarzt, von dem Herzoge durch Geld und Versprechungen gewonnen, hatte sich dazu verstanden, der Bürgermeisterstochter ein Betäubungsmittel einzugeben, das sie in einen Zustand von Scheintod versetzte. In diesem Zustande war sie begraben worden, und der Arzt selbst hatte Sorge getragen, einen Sarg auszuwählen, dessen Deckel nicht so dicht schloß, daß sie hätte ersticken können.

Der Herzog hütete sein Geheimniß länger als zwanzig Jahre bis zu seiner innig geliebten Gattin wirklichem Tode. Es wurde erst ruchbar, nachdem in der Schlacht bei Sievershausen seine beiden Söhne erster Ehe gleichzeitig gefallen waren, und der Herzog sich bemühte, für den ältesten Sohn Eva's, Eitel Heinrich, die Nachfolge im Herzogthume zu erlangen.

Die That Julia's, welche uns Shakespeare in seinem Drama „Romeo und Julia“ in so ergreifender Weise vor Augen führt, hat sich also in Deutschland wiederholt, nur daß diesmal der Ausgang kein tragischer war. Ob das auf diese Täuschung gegründete Glück ein dauerhaftes war, wissen wir nicht.

Aber ein seltenes und großartiges Beispiel ist Eva's That von der Allmacht der Liebe, die selbst die Schrecken des Grabes nicht scheut.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine drollige Geschichte. — Das in neuerer Zeit von dem kürzlich verstorbenen Professor v. Ihering mit Grund und Fug, aber leider wohl ohne durchgreifenden Erfolg angefochtene Trinkgelderunwesen spielte früher in der „guten alten Zeit“, wo man noch mit Roß und Geschirr und nicht mit Dampf reiste, nicht blos in allen Gasthöfen, bei Kellnern und Hausknechten, sondern auch im Fuhrwesen, selbst bei der löblichen Thurn- und Taxis'schen Post, namentlich wenn es mit Extrapost ging, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Das Extrapostwesen hatte, wie nicht zu verkennen, einige Vorzüge vor den ordinären Posten. Wenigstens wurde man schneller befördert und hatte als Extrapostreisender schon höheres Ansehen. Wer gut schmiert, der gut fährt, hieß es da aber natürlich auch. Denn war man eine Tour gefahren und hatte sich vor dem „Schwager“ mit seiner Trinkgeldsgabe „lumpig“ gezeigt, so wurde man, wenn man weiter fuhr, der Chikane des zunächst an die Reihe kommenden Postillons erbarmungslos geopfert, indem derselbe unerträglich langsam und schlecht fuhr, oder unter allen möglichen und unmöglichen Vorwänden anhielt, oder endlich gar versuchte, umzuwerfen und dergleichen mehr. Wie in einem förmlichen Komplotte, welches an den modernen Brauch der Hotelportiers erinnert, Spender geringer Trinkgelder auf deren Reisegepäck anzukreiden, hatten sich die „Herren Schwager“ vom Belte bis an den Bodensee, von der Weichsel bis an den Rhein gegen alle Reisenden verschworen, welche sich knickerig mit dem Trinkgeld zeigten.

Aus dieser Extraposten- und Trinkgelderzeit erzählt man sich eine drollige Geschichte von zwei Offizieren, welche folgende Wette miteinander eingingen. Der Eine nämlich war der Meinung, ohne Ueberschreitung des gesetzlichen Trinkgeldes rascher an ein vorgestecktes Ziel mit der Extrapost gelangen zu können, während der Andere diese Möglichkeit bestritt. Die Wette betrug ein ansehnliches Weinquantum. — Nun ging's los. Beide Wettenden hatten ihren „Schwager“, natürlich ohne irgend die Wette zu verrathen, aufgefordert, so schnell als möglich zu fahren. Bis zur nächsten Station fuhren die Postillons denn auch — in Erwartung natürlich eines guten Trinkgelds — daß „Kies und Funken stoben“. Dort angekommen zahlte der eine Offizier, welcher es mit den guten Trinkgeldern hielt, seinem abgehenden Postillon nach Kräften; der andere „schäbige“ dagegen zahlte seinem „Schwager“ nur den an sich geringen Taxbetrag und schalt ihm noch dazu die Jacke voll, unter dem Bemerken, er (der Offizier) leide am Podagra und deshalb hätte der Postillon auch darauf Rücksicht nehmen müssen, zumal er bei jedem Stoß, wie der Postillon wohl hätte hören können, laut aufgeschrien habe. Alle Unschuldsversicherungen des Postillons und alles Bitten um eine kleine Aufbesserung des Trinkgeldes halfen bei dem reisenden Offizier nichts. Deshalb folgte die Rache auf dem Fuße. Der Postillon überlieferte nämlich dem Kollegen, der die Fahrt fortzusetzen hatte, seinen bösen Zahler mit dem Bemerken, den „schäbigen Kerl“ nur zu Tode zu fahren, und wenn auch die Pferde dabei zu Schanden gingen. Die Lehre ward befolgt und, obwohl der angeblich am Podagra leidende Offizier bat, schalt und tobte, half doch Alles nichts; die Antwort war und blieb stets, die „Zeit“ müsse eingehalten werden, und wie im Sturmwind ging's davon. Bei der nächsten Station wiederholten sich die Scenen des ersten Anhaltepunktes, und kaum war endlich auch der splendide Wettende eingetroffen, da fuhr der schlechte Trinkgeldzahler schon wieder auf und davon. So ging's fort, bis Letzterer, seinem Kameraden längst voraus, am Ziele der Reise anlangte und somit seine Wette glänzend gewann. [P. Beck]

Kant als Raucher. — Der berühmte Philosoph Kant rauchte gern. Da er aber ein Feind jeder den Menschen beherrschenden Leidenschaft war, legte er sich auch hierin Zwang auf und bestimmte drei Thonpfeifen für den Vor- und ebenso viele für den Nachmittag. Das war sehr wenig, denn Raucher wie Peter der Große und Friedrich Wilhelm I. von Preußen brachten es auf dreißig Pfeifen den Abend. [D.]

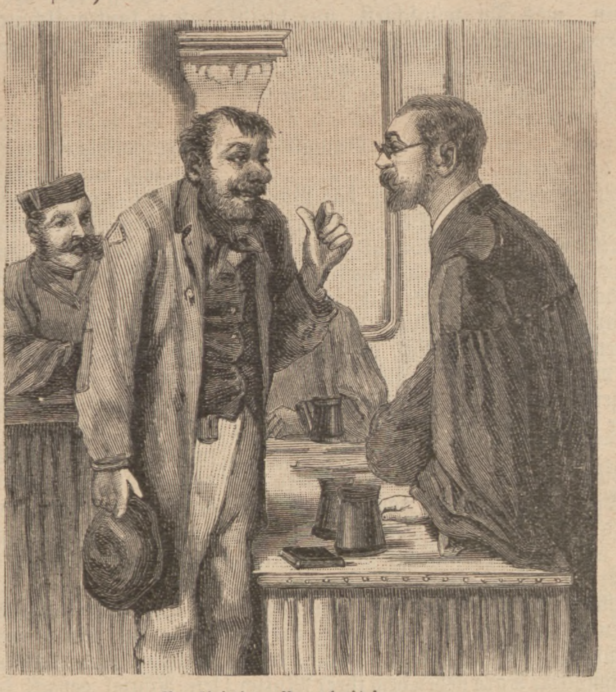
Humoristisches.



Naiv.

Lehrer: Nun sage 'mal, Lieschen, hast Du schon einmal einen Storch gesehen?

Lieschen (mit weinerlicher Stimme): Nein. Papa hat mich jedesmal in's Nebenzimmer geschickt, wenn zu uns der Storch kam.



Vorsichtige Vertheidigung.

Richter: Haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung beizufügen?

Angeklagter: Ja! Aber bitte, schicken's vorher den Herrn Staatsanwalt hinaus, sonst thut der hintendrein, was i' gut g'macht hab', wieder verderben!

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 19:

Wahrheit ist ein selten Kraut, noch seltner, der sie wohl verdaut.

Füll-Räthsel.

N					N
	N			N	
		N	N		
		N	N		
	N			N	
N					N

In vorstehender Figur sind die leeren Felder durch die Buchstaben:

A A A A A B D E E E F F G I L O O O R R R S T T

so auszufüllen, daß die horizontalen Reihen folgende Bezeichnungen ergeben: 1) ein Salz, 2) ein Beginnen, 3) eine Naturerscheinung, 4) ein Feldzeichen, 5) einen spanischen Fürstentitel, 6) einen berühmten Admiral.

[Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösungen von Nr. 19: des Sprichwort-Räthsels: Hunger ist der beste Koch; des Homonyms: Wagen.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.